

Rainer Merkel

Tel Aviv. Simtat Beit HaBad 5, Uganda

»Dann gehen wir eben«, sagte M., »ins Uganda.«  
Das Uganda. Ins Uganda in Tel Aviv. Das findet man als deutscher Besucher natürlich lustig. Man findet es auf eine Weise lustig, dass man denkt: Ja, wenn die Israelis selbst einen Laden so nennen, dann habe ich ja damit nichts zu tun und kann also das Subversive dieses Besuchs ganz ohne weiteres genießen. Ganz ohne schlechte Gefühle ins Uganda in Tel Aviv, ganz in der Nähe des Rothschild Boulevards. Dabei hat Uganda mit Madagaskar gar nichts zu tun. Und so gesehen verbringe ich die nächsten zwei Stunden in dem Glauben, an einem Ort zu sein, der sich nach den zynischen Deportationsphantasien der Nazis benannt hat, in einem, wie mir vorkommt, geradezu wütenden Akt der Ironisierung. Eine Ironisierung, wie wir sie im Berlin der 80er-Jahre nicht zustande gebracht hätten. Aber dann stellt sich später heraus, ich bin zwei Stunden lang am falschen Ort. (Wir sprechen später mit M. und ein paar ihrer Freunden über Drogen, den Konsum von LSD, Kokain und diversen Pilzen, aber ich traue mich nicht, sie zu fragen, was es mit dem Uganda auf sich hat.) Es ist ein minimalistischer Ort. Ein Ort des Understatements. Es ist noch hässlicher als das Möbel Olfe in Berlin und viel unspektakulärer und schlichter als das San Remo. Man könnte viele solcher Orte aufzählen, es sind eigentlich Nicht-Orte, die umbenannt, umgebaut, transformiert werden. In einem uninteressanten Winkel dieser Welt, vor dem Uganda (das Uganda selbst betreten wir gar nicht) stehen niedrige Plastiktische, Sitzbänke, so als sei diese Kneipe gerade eben erst eröffnet worden, vielleicht auch nur für diesen Abend. Als hätte man ein paar Stühle und Tische herausgestellt, um zu sehen, was so passiert. Und am Ende hat sich das Uganda auch nach einem anderen Uganda benannt. Nicht nach dem *Uganda Scheme* und vielleicht auch nicht nach *Operation Entebbe*. Beide

Möglichkeiten stehen für unterschiedliche Aggregat-Zustände, unterschiedliche israelische oder zionistische Mythen. Anfang des 20. Jahrhunderts war das *Uganda-Programm* eine Idee, den Opfern russischen Antisemitismus einen Fluchtort in Afrika zur Verfügung zu stellen. 13.000 Quadratkilometer in Uasin Gishu, das eigentlich in Kenia liegt. Beim zionistischen Kongress in Basel 1903 wurde die ganze Sache diskutiert. Befürworter nannten es »ante-chamber of the Holy Land«, ein Nachtsyl für die Verfolgten. Es wurde sogar eine Delegation entsandt, die die Situation vor Ort näher untersuchen sollte. *Uganda* war eine ganz reale Option und die Frage wäre, ob die Betreiber des Uganda in Tel Aviv es als Sehnsuchtsort, Gegen-Ort oder Nicht-Ort verstehen. Dass sie natürlich niemals hätten in Uganda leben und die wohl-situierten Bürger Tel Avivs mit der Namensnennung nur leicht provozieren wollen. Oder ob sie, in doppelter Ironisierung, nicht doch die Operation Entebbe im Auge gehabt hatten, bei der der Bruder des gegenwärtigen Regierungschefs, Yonatan Netanyahu, ums Leben gekommen war, nachdem er zwei Wachsoldaten erschossen hatte. Eine Aktion, die im Rückblick einerseits tolldreist erscheint und internationales Recht verletzte, gleichzeitig aber auch der Ausweg aus einem geradezu historischen Dilemma war, der besonders der deutschen Regierung sehr entgegenkam. »Die Verlängerung der deutschen Geschichte in den Nahen Osten«, nannte Annette Vowinckel das. Die Entführer, unter ihnen zwei Deutsche, hatten nämlich die jüdischen Passagiere von den anderen Passagieren getrennt und unter anderem die deutsche Regierung in die Situation gebracht, möglicherweise RAF-Mitglieder freilassen zu müssen, um das Leben der jüdischen Geiseln nicht zu gefährden. Aber dann flog ein israelisches Sonderkommando selbst nach Uganda und befreite die Geiseln und tötete die Entführer. Dem Anführer Wilfried Böse nützte es nichts mehr, dass er dem Holocaust-Überlebenden, der ihm bei der Selektion der Passagiere seine eintätowierte KZ-Nummer präsentierte, erklärte,

er sei ganz bestimmt kein Nazi, sondern ein Idealist. In dieser Gemengelage gab es kaum eine gute Lösung. Und die Deutschen waren den Israelis unglaublich dankbar, dass sie das für sie erledigt hatten. Sie kannten sich am Flughafen gut aus, weil ihn eine israelische Firma erst kurze Zeit zuvor ausgebaut hatte. Die ganze Aktion ist eine der vielen Heldensagen der israelischen Potenz, der militärischen Kraft und der Cleverness des israelischen Geheimdienstes. Ausdruck von Mut, Tatkraft und Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst, allerdings auch gegen internationales Recht und die Soldaten der Armee Ugandas. 20 von ihnen wurden getötet. Es ist eine große Erzählung über Kolonialismus, Schuldgefühle, Terrorismus, den Autismus der RAF und eine Geschichte, zu der es irgendwie passt, dass eine Passagierin in Bengasi, in Libyen, davonkam, weil sie sich am Unterleib selbst verletzte und Komplikationen bei einer Schwangerschaft vortäuschte. Das alles weiß ich aber in diesem Moment nicht, als ich mit M. und ihren Freunden im Uganda, oder genauer gesagt vor dem Uganda auf einer Bank sitze. Ohne Rückenlehne und ohne jeden Komfort. Ich denke nur an Madagaskar, und ich denke vielleicht: Die Israelis sind cool, sie sind einen Schritt weiter. Sie haben es raus. Sie stellen ein paar Bänke raus, sie machen einen Laden auf. Sie lassen es gut sein, im Zwielflicht der lauen Nacht. Vielleicht liegt es daran, dass ich mit M. und ihren Freunden plötzlich über Drogenerfahrungen spreche und die Bereitschaft bekunde, unter Umständen, und wenn Ort und Begleitung stimmen am Abend oder an einem der nächsten Tage vielleicht etwas zu nehmen, Pilze, bewusstseinsweiternde Drogen.

M. macht sich Sorgen, dass das alles etwas zu viel für mich werden könnte. Ich bin schließlich erst seit ein paar Tagen hier. An diesem Abend ist sie entspannt. Sie kann sehr unentspannt sein, aufgebracht und wütend, wenn es um politische Fragen, um Fragen des Widerstands geht. An diesem Abend aber, im Uganda, zeigt sie eine ganz andere Seite. Ich habe selbst eigentlich gar keine Drogenerfahrungen. Soll ich hier,

ausgerechnet am dritten Tag meiner Israel-Reise, meinen Horizont erweitern und Pilze nehmen? M. drückt mir ein winziges kleines Tütchen in die Hand, das ich schnell in der Hosentasche verschwinden lasse. »Sion Biotext. Medical Ltd.... Prior to injection, apply pad to the skin by repeated bi-directional movements.« Es ist für morgen. Sie gibt es mir schon mal, wird mir aber vor der Abfahrt, ganz im Detail alles erklären. »Das letzte Mal haben wir was am Strand genommen«, sagt jemand aus der Drogenfraktion. »Es war irre. Am Strand... Es war in Brasilien, oder?«

»Ja«, antwortet jemand. »In Brasilien, ich glaub schon.«

»Und das Wasser... Ich habe Wasser aus dem Meer geschöpft und mir durch die Hände laufen lassen und ich habe das Wasser *gesehen*, ich hab durch das Wasser hindurchgesehen und ich habe gespürt, *wie* ich es gesehen haben.«

Ich erzähle was von Timothy Leary, über die Experimente mit bewusstseinsweiternden Drogen. Ich erzähle von Bernward Vespers Buch »Die Reise«, das unter Drogeneinfluss geschrieben worden ist. Aber Leary kennt hier niemand. Auch Vesper nicht. Obwohl Vesper unter Umständen zum Kommando »Che Guevara« hätte gehören können. Es hätte theoretisch passieren können, dass eine Tante von M. oder sogar ihre eigene Mutter mit an Bord gewesen wäre. An Bord der Air France, die 1976 von Tel Aviv über Athen nach Paris unterwegs war und dann in Entebbe ihre Reise gezwungenermaßen beendete. M. wird mir am nächsten Tag erklären, wie ich das Tütchen mit dem zusammengefalteten alcohol pad benutzen und vielleicht gegen das vom Tränengas getroffene Auge halte oder einfach so vor die Nase. Ich habe keine Ahnung, ich bin tatsächlich in meinem ganzen Leben noch kein einziges Mal mit Tränengas in Kontakt gekommen. Auch meine Drogenerfahrungen sind sehr begrenzt. Aber so etwas würde ich natürlich jetzt nicht groß erzählen. »Prost«, sagt P., der sehr wenig sagt, aber irgendwie für gute Stimmung sorgt. Wir sind alle ein bisschen müde.

»Es kam mir so vor«, sagt jemand, »als wäre das Wasser *durchsichtig* gewesen. Als hätte ich die Funktionsweise und das Wesen des Wassers erkannt.« Am Strand irgendwo in Brasilien. M. lächelt. Ihr Gesicht zeigt eine Gelassenheit, wie ich sie in den vergangenen Tagen bei ihr noch nicht erlebt habe.

Im Restaurant, ein paar Stunden zuvor, hat sie noch einen beharrlichen Kampf geführt mit den Tücken des Menüs und der veganen Gesetzesschreibung. GF, diese Abkürzung, bedeutet glutenfree dishes. Aber in Klammern heißt es dann: The kitchen is not glutenfree! Was M. mit der Bedienung aushandelt, kann ich nicht verstehen. Sie starrt konzentriert auf die Karte. Ich denke an die Demonstration, die ich am Vortag in der H.-Straße erlebt habe. Eine Demonstration von »Total Liberation Alf Israel« und »269life.com«. Zwei, wie ich erfahre, eigentlich verfeindete NGOs, die aber an diesem Tag gemeinsam gegen den Verzehr von Fleischprodukten demonstrieren. Es war am frühen Nachmittag, mir war so heiß, dass ich mich auf eine Bank in den Schatten setzte, um ihn Ruhe zuschauen zu können, wie die jungen Aktivisten im Rhythmus der Grün- und Rotphasen einer komplizierten Demonstration choreographie folgten und den auf Weiterfahrt wartenden Autos Tierplakate vors Gesicht hielten und dabei laut Slogans verkündeten. Eigentlich weniger verkündeten als herauszuschrien. Im Rhythmus von Rot und Grün. Die Plakate hielten sie über den Kopf und sobald die Ampel umschaltete, sprangen sie fröhlich in ihre Ausgangspositionen am Straßenrand zurück. Sie sahen mit ihren Tierbildern wie fröhliche Schülerlotsen aus, die eine besondere Verkehrsschulung durchführten, bei der aus irgendwelchen Gründen auch Tiere dabei waren. Einer der Organisatorinnen erklärte mir, dass das Ganze eine Utopie sei. »Israel ist ein kleines Land«, sagte sie. »Und wenn wir uns alle anstrengen, könnte Israel bald das einzige Land in der Welt sein, das vegan ist. Warum nicht?« Dann wurde es wieder rot und ich nutzte die

Gelegenheit, hinter den Demonstrantinnen über den Fußgängerüberweg zu meiner Bank zu schleichen und mich zurück in den Schatten zu setzen. Das Tütchen, das mir M. gegeben hat, habe ich in die Hosentasche gesteckt. Die Demonstration ist ja erst morgen. Inn Nabi Salih, einem kleinen palästinensischen Dorf in der Westbank, ungefähr eine Stunde Autofahrt von Tel Aviv entfernt. M. und ihre Freunde fahren dort jeden Freitag hin, um die Bewohner zu unterstützen. Es ist ein Protest gegen die »Enteignung« ihrer Quelle durch die Siedler von Halamish, einer jüdischen Siedlung in der Nachbarschaft. Selbst würde ich eine solche Reise nicht in Betracht ziehen. Nicht zu diesem Zeitpunkt. Aber ich gehe ja mit M., ich begleite sie. Ich gehe eigentlich nicht selbst, ich nehme nicht selbst teil, sondern ich sehe alles nur durch ihre Augen, und vielleicht brauche ich ja auch das Tütchen mit dem Anti-Tränengas-Mittel gar nicht. Vielleicht vergesse ich auch alles bald wieder, versinke in einem angenehmen Drogensumpf, in der Erfahrung der Dissoziierung von Körper und Geist. So wie es Bernward Vesper schon probiert hat. Er hat es probiert, nachdem seine Beziehung mit Gudrun Ensslin gescheitert war oder anders gesagt, weil Gudrun Ensslin im Gefängnis saß und er mit der Erziehung des gemeinsamen Kindes Felix überfordert war. Es hat nicht geklappt. Die Reise war eine Katastrophe, das Buch wurde nicht fertig. Es blieb ein Fragment, wenn auch ein schillerndes. Und Vesper nahm sich schließlich das Leben.

»Man muss es am Strand machen«, sagt jemand von der Drogenfraktion. »In der Natur... Dann ist es am besten.«

»Genau«, stimmt jemand zu.

»Und das Wasser«, sagt ein anderer. »Das Wasser leuchtete. Es leuchtete wie *Licht*. Es erstrahlte und es fühlte sich so wunderbar weich an... Wie... Ich hab immer wieder meine Hand hineingehalten, ich konnte gar nicht mehr aufhören.«